

sakine cansız

# mein ganzes leben war ein kampf

1. band  
jugendjahre



## die kurdische identität ergab in verbindung mit einem revolutionären bewusstsein einen sinn

Gemeinsam mit meinem Vater besuchte ich eine weitere Veranstaltung. Uns war, als ob eine geheime Kraft uns organisieren würde. Dabei lief eigentlich alles wie von selbst. Es war Teil unserer Familienkultur, neuen Dingen gegenüber aufgeschlossen zu sein. Wir waren nicht konservativ. Dadurch ergaben sich wie von selbst neue Kontakte. Die Veranstaltung war von der I-KDP<sup>48</sup> organisiert, mein Vater wusste nicht genau, um was für eine Art Veranstaltung es sich handelte. Ihm hatte die Information ausgereicht, dass es eine kurdische Veranstaltung sei. Ein kurdisches Bewusstsein hatten wir damals noch nicht. Wir bezeichneten uns als alevitisch. Es gab keine kurdische Identität im Pass, im Ausweis, in Arbeitsverträgen oder staatlichen Behörden. Unabhängig davon, ob man aus Tunceli, Kayseri oder Trakya stammte, wurde jede Bürgerin und jeder Bürger der Republik Türkei als Türke bezeichnet. Und es war auch nicht so wichtig, Niemand war auf der Suche nach nationalen Wurzeln. Auch in der revolutionären Linken wurde kein Unterschied gemacht. Aber Ali Gültenkin und Kemal Burkay waren in Dersim für ihr ausgeprägtes kurdisches Bewusstsein bekannt. Sie wurden abfällig als »Kurdentümer« bezeichnet. Es gab ein Buch von İsmail Cem über die »Probleme im Osten«. Wir stammten ja aus dem Osten, deshalb interessierte uns das. Ansonsten wurde von Kurden überhaupt nicht gesprochen. Was führte meinen Vater auf diese Veranstaltung? Er war ein Arbeiter, hatte Kinder, eine Familie, der er sehr verbunden war. Aber er hatte eine Schule besucht. Auch wenn es nur die Grundschule gewesen war, hatte sie zu seiner Aufklärung beigetragen. Und er war beeinflusst vom Wesen des Alevitentums, war flexibel und ergriff die Initiative, mehr noch als mein Bruder. Mein Bruder war ruhiger und zog mit seinem Verhalten nicht viel Aufmerksamkeit auf sich.

Wir gingen zu dritt zu der Veranstaltung. Ich trug meine Perücke, einen langen schlichten Rock und eine Bluse. Aber die Veranstaltung war ganz anders als wir erwartet hatten. Alle trugen Nationalkleidung. Selbst die Ausländer hatten unsere traditionelle Kleidung angezogen. Es herrschte eine farbenfrohe Ausgelassenheit. Der Saal war nicht besonders groß

---

48 Demokratische Partei Kurdistan-Iran

und erinnerte eher an ein Lokal. Es wurde kurdisch und deutsch gesprochen. Der Moderator trug ein Hemd, einen *şalvar*<sup>49</sup> und auf dem Kopf ein *kefîye*<sup>50</sup>. Wir verstanden nur ein paar Wörter auf kurdisch. Meine Vater konnte auch ein bisschen die deutsche Übersetzung verstehen.

Es wurde ein Video über die Barzani<sup>51</sup>-Bewegung und Mahabat<sup>52</sup> gezeigt, in dem von Atatürk<sup>53</sup>, Dersim, Şêx Seîd und Koçgiri<sup>54</sup> gesprochen wurde. Als von Dersim und dem Genozid die Rede war, waren aneinander gekettete Menschen mit geschorenen Köpfen zu sehen. Dann wurde hauptsächlich von den Peschmerga<sup>55</sup> geredet. Der Film zeigte auch Kriegs- und Gefechtsszenen. Es war 1974 und die Peschmerga leisteten Widerstand gegen das irakische Regime. Auch der Faschist Saddam war zu sehen. Aber öfter noch wurde Mustafa Barzani gezeigt. Er war in den Bergen und gekleidet wie ein Peschmerga, mit *raxî*<sup>56</sup> und *şutik*<sup>57</sup> um die Hüfte.

Den tiefsten Eindruck an jenem Abend hinterließ bei mir ein Lied, dessen eine Zeile ich noch lange Zeit ständig auf den Lippen hatte: »*Bîrnakim ha bîrnakim, rîya Lenin bîrnakim*<sup>58</sup>«. Es wurde von allen gemeinsam im Chor gesungen. Danach wurden noch weitere kurdische Lieder in Saz-Begleitung gespielt. Zum Schluss tanzten alle *balay*<sup>59</sup>. Mein Vater war nicht zu halten, vor allem, weil sein Sohn und seine Tochter dabei waren. Ich wollte jedoch nicht tanzen, mir war eher zum Weinen zumute, weil

---

49 Traditionelle kurdische Pluderhose

50 Traditionelles kurdisches Tuch

51 Mustafa Barzani (\* 1903 in Barzan, damals Osmanisches Reich; † 1979 in Washington, D.C.), Vater von Masud Barzani, war von 1946 bis zu seinem Tod Vorsitzender der Kurdischen Demokratischen Partei (KDP) im irakischen Teil Kurdistans.

52 Die Republik Mahabad (offiziell: Republik Kurdistan, kurdisch *Komara Kurdistan*) war der einzige kurdische Nationalstaat. Er wurde im Nordwesten des zu jenem Zeitpunkt teils von Großbritannien, teils von der Sowjetunion besetzten Iran gegründet und bestand vom 22. Januar bis zum 16. Dezember 1946.

53 Mustafa Kemal (\* 1881 in Selânik, heute Thessaloniki; † 1938 in Istanbul), seit 1934 Atatürk genannt, war Begründer und erster Präsident der Republik Türkei

54 Der Koçgiri-Aufstand fand 1920 in der Provinz Sivas mit der Forderung nach einem unabhängigen Kurdistan statt.

55 Peschmerga (kurdisch: *Pêşmerge* – Die dem Tod ins Auge Sehenden) ist der kurdische Begriff für die irakisch-kurdischen Kämpfer. Der Begriff Peschmerga existiert seit den 1920er Jahren. Als Peschmerga bezeichnen sich insbesondere die bewaffneten Einheiten der süd-kurdischen Parteien KDP und PUK.

56 Munitionsgürtel

57 Traditionelles Hüfttuch

58 Kurdisch für: Vergiss nicht, vergiss nicht den Weg von Lenin

59 Traditioneller Rundtanz

ich keine kurdische Kleidung trug. Mein Vater lachte und sagte: »Woher sollte ich denn wissen, dass alle in traditioneller Kleidung kommen. Und auch wenn ich es gewusst hätte, wo hätte ich denn plötzlich ein Kleid für dich finden sollen. Dein langer Rock ist auch schön, komm, lass uns tanzen!«

Aber er konnte meine Sturheit nicht brechen. Was war das plötzlich für eine Scham, warum war mir das auf einmal so wichtig? Dabei hatte ich mich früher meiner kurdischen Herkunft geschämt. Mir war es peinlich gewesen, nicht gut türkisch zu können, und dass meine Mutter nicht wie eine Türkin sprach. Jetzt schämte ich mich, weil ich keine kurdische Kleidung, diese farbenfrohen Gewänder, die Ausdruck kurdischer Identität sind, trug und mich anders fühlte als die anderen. Es war vielleicht sehr profan, aber es war diese Scham, die mein Interesse an der kurdischen Identität weckte.

Der Besitzer des Hauses, in dem wir wohnten, war schwer krank geworden. Bis dahin wusste ich nur von einem Sohn und einer Tochter. Jetzt erfuhren wir, dass er noch eine Tochter in Ostberlin hatte, sein ältestes Kind. Ein Teil der Familie befand sich in der einen Hälfte von Berlin, ein Teil in der anderen. Beide Hälften hatten verschiedene Regierungen. Wie mochte es wohl sein, in einem sozialistischen Land zu leben? Mein Bruder fuhr häufig nach Ostberlin, aber ich bekam nicht viel davon mit. Ich hatte durch ein Fernrohr von einem Turm an der Mauer über die Stadt geschaut, aber einen Unterschied hatte ich nicht erkennen können. Die Ruinen entlang der Mauer wurden wieder hergerichtet. Es gab einen breiten Streifen entlang der Mauer, der auf großen Schildern als Gefahrenzone ausgewiesen wurde. Auf der Mauer war elektrischer Stacheldraht. So sah also eine Grenze zwischen zwei Staaten aus.

Die Tochter unseres Hausbesitzers hatte über das Konsulat einen Antrag gestellt und es geschafft, in den Westen zu kommen. Ich war neugierig und aufgeregt, erstmalig einen Menschen zu sehen, der im sozialistischen System lebte. Wir luden sie zu uns nach Hause ein und stellten ihr haufenweise Fragen. Was war Gleichheit, was Freiheit? Wie war ihr eigenes Leben und wie war es gelungen, den Unterschied zwischen Armen und Reichen aufzuheben? Wir fragten sie zu allen möglichen Themen aus und sie gab uns Antworten. Sie sagte, dass sie eine Wohnung und ein Auto habe. Jeder habe Arbeit und es sei nicht einfach, die Spuren des Krieges zu überwinden. Der Unterschied zu ihren Geschwistern war deutlich. Sie

wirkte reifer, gesetzter und bewusster. Die anderen machten einen leichtfertigeren Eindruck.

Mein Vater ging die Angelegenheit mit Humor an. Er hatte schon früher immer Witze gerissen, wenn von dem Kurdentum von Ali Gültekin, von Sozialismus oder Kommunismus gesprochen wurde. In Anspielung auf Onkel İbrahim aus dem Dorf Tahtı Halil sagte er dann: »Wenn ihr einen kurdischen Staat gründet, macht ihr *Ape*<sup>60</sup> İbrahim zum Präsidenten!«. Auch heute lachte er über unsere ungeduldige Fragerei und unser Interesse am Sozialismus: »Ich kann euch auch ein Auto kaufen. Wenn das Sozialismus bedeutet, ist es ganz einfach!« Unser Übereifer störte ihn.

Für uns war es schön, von einem Menschen, der in einem solchen Land lebte, etwas über den Sozialismus zu erfahren, über den wir so viel diskutiert und den wir in Liedern besungen hatten, auch wenn es nur begrenzte Informationen waren. Es bedeutete, dass der Sozialismus kein Traum war, sondern dass er umgesetzt werden konnte, wenn dafür gekämpft wurde. Ich hatte noch keine Bücher gelesen, die direkt davon handelten, aber es gab ein konkretes Beispiel. Ostdeutschland lag direkt vor der Tür, mit einer Genehmigung konnte man dorthin fahren. Ich wollte Ostberlin nur zu gerne sehen, aber mein Bruder schüttelte mich jedes Mal ab, wenn er sich auf den Weg dorthin machte. Es reichte mir nicht aus, Ostdeutschland von der Mauer aus zu betrachten. Dieses Land blieb für mich ein Geheimnis. Es musste irgendwie anders sein und ich wollte es mit eigenen Augen sehen. Obwohl das eigentlich möglich war, hatte ich meinen Wunsch bislang nicht erfüllen können. Die Vorstellung, dass Sozialismus umsetzbar war und im Sozialismus die Zukunft lag, blieb in mir immer lebendig.

Mein Vater arbeitete in drei Schichten, was sehr anstrengend war. Darunter litt auch seine Gesundheit. Er wurde krank und musste ins Krankenhaus. Durch seine Arbeit wurden neun Personen ernährt. Es war ungerecht. Manchmal konnte ich es nicht aushalten und weinte. Wenn er von der Arbeit kam, fiel es ihm schwer, die Treppe im Haus hinaufzusteigen. Ich verfluchte den Wecker, der morgens klingelte. Meistens verließ mein Vater das Haus ohne zu frühstücken. Manchmal nahm er Essen mit, das ich zubereitet hatte. Dann freute ich mich. Es machte mich auch glücklich, die Lieblingsessen meines Vaters zu kochen, weil ich dann das Gefühl hatte, einen Beitrag geleistet zu haben. Aber es reichte mir nicht,

60 Kurdisch für: Onkel

nur für Essen und Sauberkeit zu sorgen. Eines Tages wurde ich wütend und fragte, ob ich eine Dienerin sei. Aber auch das änderte nichts. Damit wollte ich auch nicht sagen, dass es mir etwas ausmachte, meinem Vater und Bruder zu dienen. Es kamen viele Leute zu Besuch. Darunter waren solche, die uns auszunutzen schienen. Sie kamen ohne irgendeinen Anlass. Ich war auch wütend, weil mein Vater meinen Vorschlag abgelehnt hatte, arbeiten zu gehen. Er sagte: »Was werden die Leute sagen! İsmail hat seine kleine Tochter mitgenommen, um sie arbeiten zu lassen! Was ist, wenn dir irgendetwas passiert im Land der Ungläubigen? Du siehst es doch selbst, die Straßen sind voll von Vagabunden und Trinkern. Das kommt überhaupt nicht in Frage!«

Der Deutschkurs, den wir besuchten, brachte nicht viel. Den Unterrichtsstoff hatte ich bereits in der Mittelschule durchgenommen. Und wir redeten sowieso meistens türkisch im Unterricht. Einige der Mädchen gingen nur so in den Kurs, ohne die Absicht, wirklich deutsch zu lernen. Manchmal schloss sich mein Bruder ihnen an und sie gingen gemeinsam aus. Dann ging ich alleine nach Hause. Als mein Vater das merkte, wurde er wütend. Mein Bruder hatte eine Zeitlang eine Freundin, die aus dem Iran stammte, eine iranische Kurdin. Mein Vater mochte sie sehr, aber die Freundschaft hielt nicht lange, weil mein Bruder sie nicht heiraten wollte. Er war wählerisch und setzte hohe Maßstäbe. Dass er trotzdem soviel mit Mädchen zu tun und öfter neue Freundinnen hatte, fand ich nicht richtig. Es waren vorübergehende und unaufrichtige Beziehungen, die niemandem nutzten. Als ich ihn einmal darauf ansprach, wurde er wütend und sagte, ich solle mich nicht einmischen. Auch mein Vater brachte von Zeit zu Zeit seine Bedenken zur Sprache. Es gab eine Sorte von Freundschaften, die einen Menschen im riesigen Europa zu Fall bringen konnte.

Zu der deutschen Frau von Ali aus Mazgirt hatten wir guten Kontakt. Sie sprach ein bisschen türkisch, ich ein bisschen deutsch, damit konnten wir uns einigermaßen verständigen. Mir erschien es sinnlos, nicht zu arbeiten und nichts zu tun zu haben. Deshalb gefiel es mir nicht mehr, in Deutschland zu sein. Berlin war zwar eine schöne Stadt, aber die Parks und großen Geschäfte befriedigten mich nicht. Selbst die Seen und Hügel in den Parks waren künstlich. Es gab künstliche Wege, künstliche Berge und künstliche Flussläufe. Ich vermisste die Wälder und Dörfer in Der-sim, ich vermisste den Munzur.

Natürlich gab es auch in Berlin schöne Stellen. Ich freute mich, dass unser Viertel in der Nähe eines Parks war, durch den ein Kanal verlief. Es gefiel mir, über die Grünflächen, den sauberen Rasen und Erdboden zu laufen.

Ich fragte unsere deutsche Nachbarin, ob sie mir helfen könne, neben dem Deutschkurs eine Arbeit zu finden. Sie willigte ein und gemeinsam fragten wir an mehreren Stellen nach Arbeit. Schließlich fanden wir etwas in einem kleinen Laden, der sich in einem Einkaufszentrum befand. Es war keine schwere Arbeit. Ich musste nur einmal wöchentlich die Einkaufskörbe stapeln und für Ordnung sorgen. Ich hatte mir eine Schulbescheinigung besorgt, Ausweis, Foto und Aufenthaltserlaubnis hatte ich sowieso. Es fehlte nur noch die Erlaubnis meines Vaters. Wie lange hätte ich heimlich ohne seine Genehmigung arbeiten können?

In jenen Tagen erfuhren wir aus einem Brief aus Dersim, dass meine Mutter wieder schwanger war, was mich wütend machte. In meinem Ärger sagte ich zu meinem Vater: »Es reicht! Was wollt ihr mit so vielen Kindern?« Auch mein Bruder war wütend. Meinem Vater war die Angelegenheit ein bisschen peinlich, und er gab uns Recht. Aber es war nunmal passiert.

Mein Vater verbot mir zu arbeiten. Zornig sagte ich zu ihm: »Dann schick mich wieder zurück, ich will nicht länger hier bleiben.« Mein Vater versuchte alles, um mich davon zu überzeugen, bei ihm zu bleiben. Immer wieder betonte er, wie wichtig es ihm sei, bei seiner Heimkehr ein warmes Essen vorzufinden und seine Kinder zu sehen. Aber schlussendlich stimmte er zu, dass es besser wäre, wenn wir heimkehrten.

## rückkehr nach dersim

Der Beschluss, nach Dersim zurückzukehren, besserte meine Stimmung. Ich wurde vor allem zurückgeschickt, um meiner Mutter behilflich zu sein. Aber ich wollte nicht mehr auf kleine Kinder aufpassen und Windeln waschen. Es war schwierig genug gewesen, die Zwillinge großzuziehen. Jetzt würden wir acht Geschwister sein. Meine Eltern ärgerten sich einerseits über die vielen Kinder, andererseits machten sie ständig neue. Das machte mich wütend. Aber ich freute mich sehr darauf, wieder nach Dersim zurückzukehren. Ich wollte endlich weiter zur Schule gehen. Elf Monate war ich dem Unterricht fern geblieben.

Innerhalb dieses einen Jahres war ich gewachsen. Mein Körper hatte sich verändert. Ich hatte viel gesehen und erlebt. In der Schule hatte ich ein Jahr pausiert, aber es war nicht umsonst gewesen.

Bei der Ankunft in Dersim war ich aufgeregt. Niemals war ich so lange weg gewesen. Mein Bruder war mehr daran gewöhnt. Als wir aus dem Bus stiegen, guckten uns alle Leute an. Es war mir nicht bewusst, aber mit meiner blonden Perücke und den Schlaghosen zog ich die Aufmerksamkeit auf mich. Ich wurde für eine Deutsche gehalten. Nie hätte ich gedacht, dass so etwas passieren könne. Die Leute verhielten sich distanziert. Ich konnte nicht begreifen, warum sich meine Bekannten so unterkühlt verhielten und war enttäuscht.

Bevor wir in unserem Viertel ankamen, hatte meine Mutter bereits die Information erreicht, dass Haydar und ein deutsches Mädchen gekommen seien. Die Nachbarkinder, Frauen aus der engeren Verwandtschaft und meine Mutter kamen uns entgegen. Bis ich direkt vor ihr stand, erkannte meine Mutter mich nicht. Ihre Verblüffung hielt an, bis ich sagte: »Mutter, ich bin es, erkennst du mich nicht?« Niemand war auf die Idee gekommen, dass ich eine Perücke tragen würde. Nach den elf Monaten Abwesenheit hatte niemand eine vollkommen veränderte Sakine erwartet. Ich benahm mich, als ob alles ganz normal sei. Die Leute gewöhnten sich innerhalb kurzer Zeit an meine Perücke, obwohl ich sie nicht immer aufsetzte und später ganz ablegte.

Dersim hatte sich in unserer Abwesenheit verändert. Nach Deniz, Mahir und den anderen war jetzt die Gruppe um İbrahim Kaypakkaya im Gespräch. Es wurde darüber geredet, wie Männer aus der Gruppe in verletztem Zustand hinter einem Jeep hergezogen und ihre Leichname der Bevölkerung vorgeführt wurden, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Es wurde viel über Folter gesprochen. Ali Haydar Yıldız war erschossen worden. İbrahim Kaypakkaya war von einem Lehrer und Gemeindevorsteher, in dessen Haus er sich verletzt geflüchtet hatte, verraten und von der Polizei festgenommen worden. Er wurde im Kerker von Diyarbakır zu Tode gefoltert. Voller Schmerz und Wut wurde berichtet, dass ihm die Finger- und Fußnägel gezogen und dann die Finger abgeschnitten worden seien. Er wurde als ein Held bezeichnet, der lieber gestorben sei, als Verrat zu begehen. Im Gedenken an Kaypakkaya und Ali Haydar Yıldız wurden auch Lieder verfasst.

Auch in der Lehrerschule in Dersim war etwas passiert. Es hatte eine gewalttätige Auseinandersetzung zwischen den Faschisten, die in einer Pension lebten, und den Revolutionären gegeben. Dabei soll sogar der untere Stadtteil angegriffen und der Gouverneur geohrfeigt worden sein. Das war im Jahr 1974.

Eine Weile erlebte ich es zu Hause als Vorteil, frisch aus Deutschland gekommen zu sein. Meine Mutter bemühte sich, mich in Ruhe zu lassen. Es war anders als früher. Ich war dabei, mich in eine junge Frau zu verwandeln, und das hatte offenbar seinen Nutzen. Die jungen Mädchen aus der Umgebung hatten andere Beziehungen zu ihren Müttern. Die Mütter zwangen ihren Töchtern nicht an jedem Punkt ihren Willen auf. Sie konnten bei vielen Themen selbst entscheiden, mussten ihre Mütter nicht mehr überall hin begleiten und hatten einen eigenen Freundeskreis, den sie auch nach Hause einluden. Perihan, Cemile und Nimet waren in meinem Alter.

Auch meine Mutter sah, dass ich groß geworden war. Es freute sie, wenn die Leute aus unserem Umfeld Gefallen an mir fanden, aber gleichzeitig versuchte sie gerade deshalb, mich vor möglichen Gefahren zu schützen. In alles mischte sie sich ein, von meiner Kleidung bis zu meiner Frisur. Überall wollte sie mir ihren Willen aufdrängen. Wir stritten uns viel, auch wenn sich im Ergebnis nichts änderte. Meine Mutter jammerte ohne Unterlass. Das war eine abstoßende Eigenart von ihr, die mich zur Weißglut bringen konnte. Sie kümmerte sich nicht darum, ob der Moment oder der Ort passend waren, um ihre Beschwerden hervorzubringen.

Durch ihr Verhalten wurde ich immer sturer und rebellischer. Sie brachte mich dazu, gar nichts mehr von dem zu tun, was sie mir sagte. Oder ich tat aus Wut gegen meinen Willen und zu meinem eigenen Nachteil das, was sie von mir wollte, um sie zufrieden zu stellen. Aber auch das nützte nichts. Zum Beispiel wollte ich mit meinen Freundinnen ins Kino oder irgendwo anders hin und hatte lange gefleht und gebettelt, um die Erlaubnis zu bekommen. Als ich gerade los wollte, änderte sie ihre Meinung wieder. Ich gab auf. Meine Freundinnen waren traurig. Auch ihren Müttern tat ich leid und sie ärgerten sich über meine Mutter, die mich daraufhin selbst anflehte, ich möge doch bitte gehen. Aber ich ließ mich nicht mehr von ihr umstimmen. Die Beziehung zwischen uns war bemerkenswert. Ständig hatten wir Streit. Vielleicht glaubte sie, dass

sie ihre Tochter eben mehr liebe und an sie dachte, als andere Mütter das taten. Aber das ist doch keine Liebe, wenn man jemandem ständig den eigenen Willen aufdrängt. Was hatte sie davon, dass alle dauernd wütend auf sie waren? Sie erreichte mit ihrem Verhalten nicht, dass meine Liebe und Verbundenheit zu ihr größer wurden, sondern im Gegenteil nur, dass meine rebellische Seite in den Vordergrund trat.

Da meine Vater nicht zu Hause war, trug sie eine schwere Verantwortung. Es war eine doppelte Last für sie, uns nicht nur Mutter zu sein, sondern auch den Vater zu ersetzen. Wir waren eine große Familie, die ernährt werden wollte. Alle Kinder gingen zur Schule. In unserer Umgebung gab es Unruhen. All das löste bei meiner Mutter den Reflex aus, uns zu kontrollieren und vor »schlechten Angewohnheiten« zu bewahren.

Wir waren jetzt acht Geschwister. Meine Mutter war damit überfordert, sich um acht Kinder und alle Probleme der Familie zu kümmern. Unsere Beziehungen zu Verwandten waren begrenzt. Wenn uns Briefe meines Vaters erreichten oder er selbst in den Ferien kam, besserte sich ihre Stimmung. Mein Vater konnte sie zügeln. Er sprach und diskutierte mit ihr und versuchte, ihre sinnlosen Ausbrüche zu besänftigen. Mein Vater kritisierte auch das Verhalten meiner Mutter mir gegenüber. »Sie ist deine Tochter, ein junges Mädchen. Du musst ihr behilflich sein. Lass sie doch ein paar Sachen so machen, wie sie es will, greif nicht ständig in ihr Leben ein. Es kann nicht unser Wunsch sein, dass unsere Kinder genau wie wir denken und leben. Das wäre nicht richtig. Sie tun ja auch nichts Schlechtes, wir können stolz auf sie sein.« Mit solchen Worten versuchte er sie zu überzeugen. Dadurch verbesserte sich unser Verhältnis zumindest zeitweise. Meinem Vater tat es leid, dass ich jeden Morgen früh aufstand, um vor der Schule die Hausarbeit zu erledigen. Er ärgerte sich, dass meine Mutter trotz all meiner Bemühungen nicht zufrieden zu stellen war, und sagte zu ihr: »Fürchte dich vor Allah! Sie steht auf, erledigt ihre Arbeit und geht dann zur Schule, das macht keine andere Tochter. Und du suchst trotzdem noch nach Fehlern!« Ich konnte es meiner Mutter einfach nicht Recht machen.

Niemand widersetzte sich meinem Wunsch, weiter zur Schule zu gehen. Ganz im Gegenteil unterstützte meine Familie, dass ich eine weiterführende Schule besuchte. Über Heirat war bis dahin noch nicht viel gesprochen worde. Auch über meinen großen Bruder, der ja der Älteste von uns Geschwistern war, wurde kaum im Zusammenhang mit diesem

Thema geredet. Er bot auch niemandem die Gelegenheit, diese Frage zu erörtern, er hatte seine Prinzipien. Obwohl er bereits Freundinnen gehabt hatte, war die Ehe für ihn kein leichtes Thema. Es ging dabei darum, sich zu binden. Wer weiß, vielleicht waren es auch die bestehenden Familienstrukturen und die Beziehungen in unserem Umfeld, die in seinen Augen der Ehe ihren Sinn nahmen.

Die Ehe meiner Tante Sakine war bemerkenswert. Wir machten uns manchmal darüber lustig. Sie war entsprechend der Tradition über die Vermittlung der Familie verheiratet worden. Vor der Hochzeit hatte sie den Mann sehen wollen, dem sie versprochen war. Das Haus konnte sie nicht verlassen, deshalb musste sie aus dem Fenster gucken. Sie stieg auf einen Wasserkanister, um besser sehen zu können. Dann fiel der Kanister um und mit ihm meine Tante Sakine. So musste sie einen Mann heiraten, den sie nicht mal aus der Ferne zuvor gesehen hatte. Inzwischen hatte sie sieben oder acht Kinder, ihr Mann war Fahrer. Sie waren dennoch wie zwei Fremde zueinander. Ihre Beziehung war anspruchslos und kam uns völlig sinnlos vor. Sie sprachen so gut wie gar nicht miteinander, hatten aber trotzdem viele Kinder bekommen. Ich erinnere mich, dass die Kinder uns leid taten und wir uns manchmal über sie lustig machten. Verglichen mit ihren Eltern führten meine Eltern eine gute Ehe.

## meine kindliche begeisterung wurde in ketten gelegt

Die gesellschaftlichen Bedingungen änderten sich langsam. Traditionelle Wertmaßstäbe wurden gelockert. Junge Frauen und Männer mussten nicht sofort heiraten, sondern hatten die Möglichkeit, sich erstmal kennenzulernen, sich zu treffen und zu unterhalten. Meine jüngste Tante Güneş hatte auf diese Weise geheiratet. Auch Fethiye, die Nachbarstochter, hatte ihren Verlobten zufällig kennengelernt und die beiden hatten selbst beschlossen, zu heiraten. Das war damals noch nicht gut angesehen. Es gab Gerüchte darüber, dass der junge Mann als Gast in die Familie gekommen sei und dann die Tochter des Hauses habe heiraten wollen. Ihre gemeinsamen Spaziergänge sorgten für Klatsch und Tratsch.

Brautgeld wurde zunehmend abgeschafft. Die Jugend in Dersim war schließlich »linksrevolutionär« und musste neue Bräuche repräsentieren. Viele Leute fanden das gut. Inzwischen galt es sogar als normal, wenn die

Studenten in den Großstädten türkische, tscherkessische oder Mädchen ganz anderer Herkunft heirateten. Früher war die Ehe unter Verwandten sehr verbreitet. Das kam immer weniger vor. Es war kein zwingend notwendiger Brauch mehr. Eheversprechungen, die von den Eltern bereits für ihre noch in der Wiege liegenden Kinder gemacht worden waren, verloren ihre Gültigkeit. Aber konnte damit das Schicksal geändert werden? Die Frage war, inwieweit die Tradition überwunden wurde. Auch ich war schon als Kind als zukünftige Schwiegertochter auserkoren worden.

Mit unserer Verwandtschaft väterlicherseits hatten wir nicht viel Kontakt. Wir sahen sie selten und nur dann, wenn mein Vater in den Ferien heimkam. Meine drei Onkel hatten Kinder in meinem Alter. Weil wir uns kaum kannten, fehlte uns die Vertrautheit von Verwandten und wir verhielten uns distanziert zueinander. Als ich noch klein war, hatte die Familie einer meiner Onkel beschlossen, mich zur Schwiegertochter zu machen. Meine Mutter reagierte wütend darauf. Sie verstand sich nicht gut mit der Familie meines Vaters und mochte sie nicht.

Die Familie meiner Mutter verhielt sich umsichtiger bei diesem Thema. Mein Onkel und seine Frau betrachteten ihre Kinder realistisch. Diese hatten die Schule abgebrochen und arbeiteten auch nicht. Wer wollte schon einen solchen Mann heiraten! Mich hingegen mochten sie. Weil ich Schulbildung genossen hatte, war ich in ihren Augen zu gut für ihre Söhne.

Wenn es in unserem Bekanntenkreis Hochzeiten gab, war mein Vater begeistert: »Ach, wenn ich dieses Glück doch auch erleben könnte!«. Er wollte uns gerne verheiraten, aber er drängte uns nicht und brachte das Thema kaum zur Sprache. Dabei spielte auch die ablehnende Haltung meines großen Bruders zur Ehe eine Rolle, der manchmal sagte: »Ich halte es selbst kaum mit meiner Mutter aus, wie soll es dann meine Braut aushalten, wenn ich heirate?«

Die Wünsche und Gedanken meiner Eltern in Bezug auf ihre Kinder drehten sich meist um dieses und ähnliche Themen. Meine Mutter ließ mich an meiner Aussteuer arbeiten. Sie brachte die schwierigsten und schönsten Beispiele von Stickereien und Kreuzsticharbeiten mit nach Hause. Während sie mir diese Kunst beibrachte, arbeitete sie selbst auch fleißig mit. Manche jungen Mädchen arbeiteten mit großer Leidenschaft an ihrer Aussteuer. Sich auf die Ehe vorzubereiten und sich selbst als Heiratskandidatin zu betrachten, war ein Traum vieler Mädchen. Mir

machte das keinen Spaß. Ich hatte aus Deutschland nichts für meine Aussteuer mitgebracht, nur Geschenke für andere. Die Ehe und materielle Beziehungen erschienen mir abstoßend. Die Lebensphilosophie meines Vaters hatte sich bei uns durchgesetzt. Er assoziierte mit der materiellen Seite des Lebens immer Profit, Unrecht, Streit und Lieblosigkeit. Sobald das Thema auf materielle Vorteile kam, stieß mein Vater Flüche aus. In der Welt, in der wir lebten, spielten materielle Werte jedoch eine große Rolle.

Nach meiner Rückkehr aus Deutschland kam das Hochzeitsthema in meiner Familie erneut zur Sprache. Unsere Nachbarn von gegenüber, Onkel Hıdır und seine Frau, kamen häufig zu Besuch. Hıdır war ein großer, stattlicher Mann. Er war Rentner, aber noch sehr beweglich. Seine Frau war Türkin und im Gegensatz zu ihm klein und rundlich. Dieses alte Paar war sehr beliebt. Auch sie bekamen viel Besuch und so litten sie nicht unter Einsamkeit. In jener Zeit kam ihre Tochter, die bereits verheiratet war und Kinder hatte, aus Ankara zu Besuch.

Als wir aus Deutschland heimkehrten, kamen viele Gäste, um uns zu begrüßen und uns willkommen zu heißen. Hıdır und seine Familie waren die ersten, die kamen und die letzten, die gingen. Sie interessierten sich für alles. Am meisten gefiel ihnen mein häuslicher Fleiß. Ein junges Mädchen mit Geschick im Haushalt genoß ein hohes Ansehen als zukünftige Schwiegertochter. Ich empfand es als merkwürdig, dass anstelle der Person, auf die es eigentlich ankam, das Gefallen der Eltern an mir so wichtig war. Liebe ist im Leben eines Menschen zweifellos wichtig. Die positiven Eigenschaften eines Menschen oder sein angenehmes Äußeres zu lieben, ist für das Zusammenleben wichtig. Niemand möchte mit einer abstoßenden Persönlichkeit zusammen sein. Aber hier wurde die Frage ganz anders behandelt.

In der Siedlung waren wir Nachbarn gewesen. Wir hatten keinen besonders engen Kontakt und ich erinnerte mich nicht gut an die Familie. Von den Kindern konnte ich mich an Doğan und Metin erinnern. Metin zog mit seiner Körpergröße und seiner schnellen Gangart die Aufmerksamkeit auf sich. Er war als aufbrausendes Kind der Familie bekannt. Wir waren damals noch klein. Wer weiß, vielleicht waren wir in ihren Augen unartige, schmutzige Kinder, wenn wir im mittleren Garten Ball spielten. Sie streichelten unsere Köpfe, während sie versuchten, uns ihren Ärger über unsere Frechheiten begreiflich zu machen. Es kam vor,

dass wir »Bruder Metin, Bruder Metin« schrien, denn wir versuchten auf kindliche Weise auf uns aufmerksam zu machen.

Jetzt war ich groß geworden. Wenn wir uns trafen, vermied ich den Blickkontakt oder tat so, als hätte ich ihn gar nicht gesehen. Er kam in den Ferien nach Hause. Ich sah ihn ein paar Mal auf dem Balkon oder auf der Straße. Im Lager war er als »Bruder Metin« bekannt. Er war nur jemand, den ich kannte, ansonsten hatte seine Existenz keine Bedeutung für mich. Aber mir fiel auf, wie bemüht seine Mutter, sein Vater und seine große Schwester um mich waren.

Auch die Brüder meines Vaters traten auf den Plan. Celal, der Sohn von Onkel Mustafa, ging auf das Gymnasium. Haydar, der Sohn meines anderen Onkels, war auf der Berufsschule. Auch İbrahim, Mehmet Ali und Baki waren Kinder von Onkel Mehmet. Mehmet Ali studierte in Ankara, er war seit langem TKP-Anhänger und im Zusammenhang mit Kämpfen gegen die Faschisten bekannt geworden, als er noch in Erzincan zur Schule ging. Auch Baki und İbrahim waren Hitzköpfe. Am liebsten mochte ich İbrahim. Er zeigte immer Interesse an mir. Zwar kam er nicht häufig zu uns zu Besuch, aber wenn wir uns sahen, fragte er nach, wie es mir gehe. Wir hatten ein herzliches und unkompliziertes Verhältnis. Baki ging auf das Gymnasium, mit ihm hatte ich nicht viel zu tun. Er war ein klein wenig älter als ich, deshalb nannte ich ihn als Zeichen des Respekts »*abik*«<sup>61</sup>. Die Söhne meiner Onkel waren alle älter, deshalb nannte ich sie alle so. Baki war früher schon einmal bei uns zu Hause gewesen. Auch dieses Mal dachte ich, es handele sich um einen ganz normalen Besuch. Aber es kam ganz anders. Mein großer Bruder und meine Mutter wussten, worum es ging. Mein Bruder sagte: »Sprich selbst mit ihr, aber sie ist noch sehr jung. Es wäre besser, wenn ihr dieses Thema nicht anspricht.«

Dann ging mein Bruder weg. Vorher hatte er noch meiner Mutter geraten, Verständnis zu zeigen und uns alleine zu lassen. Als alle einzeln die Wohnung verließen, begriff ich, was los war. Ich begann aufzuräumen, um Zeit zu gewinnen. Mir kam das alles sehr merkwürdig vor. Aber es gefiel mir, dass ich mir sicher war und selbst entscheiden durfte. Ich war ein junges Mädchen geworden und mein Mutter gestand mir das Recht zu, eine eigene Entscheidung zu fällen. Es hatte also auch einen Vorteil, erwachsen zu werden. Wir tranken Tee und ich lehnte seinen Hei-

61 Türkisch für: großer Bruder

ratsantrag ab. Er sagte, dass er sich bereits in der Mittelschule für mich interessiert habe. Es war eine sehr reife Unterhaltung. Ich erklärte, dass ich nicht ans Heiraten dachte, sondern zur Schule gehen wolle. Er entgegnete, dass er selbst auch nicht sofort eine Ehe eingehen wolle, da er auch noch studiere, aber wir könnten uns verloben. Ich sagte ihm direkt, dass ich keine Gefühle für ihn hege. Er war traurig und als er ging, hatte er Tränen in den Augen. Meine Mutter hatte gespannt im Garten gewartet. An seinem frühen Aufbruch und seinem traurigen Gesichtsausdruck konnte sie meine Antwort bereits erahnen.

Mein Bruder freute sich abends über meine Entscheidung und meinte: »Gut! Du hast deine Entscheidung getroffen, dazu gibt es nichts weiter zu sagen.«

Damit war das Thema erledigt. Einige meiner Freundinnen aus dem Viertel hatten von der Angelegenheit gehört und waren neugierig, warum ich den Antrag abgelehnt hatte. Schließlich studierte er an der Universität und war darüber hinaus auch noch mein Cousin. Sie konnten mich nicht verstehen.

Meine klare Haltung stärkte mein Selbstbewusstsein. Auch meine Mutter war beeindruckt und ich dachte, dass sie mir künftig nicht mehr ihren Willen aufzwingen werde. In jenem Jahr kam mein Vater in den Ferien nach Hause. Die Familie meines Onkels versuchte es bei ihm von Neuem. Mein Vater hielt es für wahrscheinlich, dass meine Mutter meine Entscheidung beeinflusst hatte, und versuchte sanft, mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Nachdem mein Vater gekommen war, waren Onkel Hidir und Tante Tonton fast nur noch bei uns. Sie sagten frei heraus, was sie wollten. Ich hatte wieder mit der Schule begonnen und ging jetzt in die erste Klasse des Gymnasiums. Sie versuchten auch über die Vermittlung von Bekannten, meinen Vater zu überzeugen. Als sie eines Tages wieder anfangen, darüber zu sprechen, brach es aus mir heraus: »Wie soll ich mich für jemanden entscheiden, den ich überhaupt nicht kenne, mit dem ich mich noch nie unterhalten habe? Ihr könnt nicht einfach für mich entscheiden!« Mein Vater ärgerte sich sehr über das, was ich in Anwesenheit der Gäste gesagt hatte. Für ihn war das ein Zeichen dafür, dass ich zu sehr verwöhnt worden war. Es war merkwürdig, wie wütend er über meine ganz normale Reaktion wurde. Als ob ich ein Verbrechen begangen hätte! Nachdem sie gegangen waren, redete meine Mutter wieder auf mich

ein. Aus diesem Grund geriet sie mit meinem Vater in einen heftigen Streit. Meinen Vater ärgerte es, dass sie Fremden den Vorzug vor seinen Verwandten gab. Ihre Debatte hielt tagelang an, zeitweise sprachen sie gar nicht mehr miteinander. Darunter litt auch ich. Nach einiger Zeit wurde das Thema erneut erörtert. Onkel Hıdır verfolgte entschlossen seinen Plan. Wann immer er mich beim Einkaufen oder auf der Straße traf, fragte er, wie es mir gehe und was ich so mache. Er beobachtete mich richtiggehend.

Angesichts des Drängens meiner Mutter explodierte eines Tages mein Bruder und sagte wütend: »Was soll das, sie ist noch so jung. Seid ihr so verzweifelt oder betrachtet ihr sie als überflüssig, können wir sie nicht mehr ernähren? Warum bedrängt ihr sie so?« Dann wendete er sich mir zu und meinte: »Lass dich davon nicht beeinflussen. Entscheide dich für das, was du für richtig hältst, anstatt hier herumzuheulen. Die Ehe ist schließlich kein Kinderspiel!«

Seine Haltung gefiel mir. Trotzdem sollte in den nächsten Tagen eine Entscheidung getroffen werden. Eines Tages, während ich in der Schule war, wurde ich versprochen. Meine Meinung dazu war nicht so wichtig. Ich leistete auch keinen Widerstand mehr. Wenigstens war ich mir in meiner Ablehnung nicht so sicher wie bei meinem Cousin. Dabei hatten mich auch die Ratschläge beeinflusst, die ich bekommen hatte: »Metin ist ein guter Junge, du bist verrückt, wenn du ihn ablehnst. Er studiert. Außerdem sind Ehen unter Verwandten überhaupt nicht gut. Bevor du einen Cousin heiratest, nimm lieber diese Familie.« Ich war unentschlossen, aber ohnehin hatte meine Mutter an meiner Stelle entschieden und auch meinen Vater überredet. Mein Vater ärgerte sich trotzdem, weil er seinem Neffen den Vorzug gegeben hätte.

Als ich aus der Schule nach Hause kam, hieß es, dass die Verlobung umgehend stattfinden werde, bevor Metin an die Universität zurückkehre. Es machte keinen Sinn mehr, sich dagegen aufzulehnen. Meine Cousine Cemile sagte, ich solle mich nicht nutzlos aufregen, es sei bereits alles geregelt.

Und wirklich, ich sollte mich mit jemandem verloben, mit dem ich bisher kaum gesprochen hatte und dessen Charakter ich nicht kannte. Er kannte mich genauso wenig. Bestimmt stand er unter dem Einfluss seiner Mutter, seiner Schwester und seines Vaters. Er hatte mich bisher nur von weitem gesehen, ein Mädchen mit einer blonden Perücke!